

An die Berner Ratsherren

Vortrag in Flüeli-Ranft, am Auffahrtstag 2010

anlässlich des Jahrestages der Erscheinung der schützenden Hand in Waldenburg BL

Pfarrer Dr. Paul Bernhard Rothen
Präsident der Stiftung Bruder Klaus

I

„Den Ehrwürdigen“: so ungewöhnlich knapp redet Niklaus von Flüe die Berner Ratsherren an in seinem Brief. So erlaube auch ich mir heute an diesem Ort eine ganz knappe Anrede.

Hoherwürdig Herr Bischof, werte Festgemeinschaft!

Wir leben in einer „Eid-genossen-schaft“. Wir geniessen zusammen die Früchte eines Eides. Unsere Vorfahren haben geschworen, und der Bestand und die Kraft unseres Landes hängt davon ab, was aus diesem Eid wird.

Vor langer Zeit, als die Eidgenossen den Burgunderfürsten Karl den Kühnen besiegt hatten (wie alle wissen drei Mal, in Grandson, in Murten, in Nancy): da standen sie auch vor der Aufgabe, den alten Eid neu zu schwören und ihren Bund zu erneuern. Aber das war schwierig. Stadt und Land hatten sehr unterschiedliche Interessen. Das kleine Unterwalden und das mächtige Bern... gleichberechtigte Partner? Es ist leicht, sich zu verschwören, wenn man einen äusseren Feind hat, zusammenzustehen, wenn man sich schützen muss oder sich Vorteile zuschanzen kann. Aber wenn das Nachteile bringt..?

Darum wäre der Bund der Eidgenossen damals fast zerbrochen, bevor er noch so richtig zu existieren begonnen hatte – wenn nicht Bruder Klaus gewesen wäre! Der Staatsschreiber von Bern, der Luzerner Schultheiss Fehr und viele andere sind hierhin in den Ranft geritten. Zäh hat man verhandelt. Jahrelang. Bruder Klaus kannte die Menschen, wie sie lieben, aber auch, wie sie falsch und hinterhältig sein können. Er sah die berechtigten und die unberechtigten Anliegen immer klarer. Nach mühsamen Verhandlungen war es so weit. Kurz vor Weihnachten 1481 kamen die Abgeordneten nach Stans, zum neuen Eid. Aber statt der nötigen Vollmachten brachten sie ihre Ehrsucht und neue Ränkespiele mit. Schnell war man weit auseinander. Statt einem neuen Eid stand ein Bruderkrieg vor der Tür.

Da kam im frühen Morgenrauen, nass vor Schweiss, der Priester von Stans, Heini am Grund, und bat die Abgeordneten flehentlich, noch einmal zusammenzukommen. Bitte, verhandelt noch einmal! Bruder Klaus hat einen Rat. Die ganze Nacht war er marschiert, über die verschneiten Waldwege, vier Stunden hatte er sich mit Bruder Klaus beraten, noch einmal hatten die beiden die Anliegen erwogen... Und so kamen die Abgeordneten wieder zusammen – und nach zwei Stunden war der neue Bund ausgehandelt! Man konnte den Eid schwören und die Eidgenossenschaft stand ein erstes Mal auf soliden Füßen.

Das „Stanser Verkommnis“ vom 22. Dezember 1481 ist das Grunddokument der alten Eidgenossenschaft. Nach dem einhelligen Urteil der Historiker ist es für das Werden der Schweiz viel wichtiger als der Bundesbrief von 1291. Im Tagsatzungsprotokoll, das die Verhandlungen auf dem Weg zu diesem Bundesschluss festhält, heisst es ausdrücklich, mit

ihm könne man „heimbringen die Treu, Mühe und Arbeit, so der fromme Bruder Klaus in diesen Dingen getan hat“. Nicht eine Theaterfigur wie Wilhelm Tell, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut, Niklaus von Flüe, ist der Stifter der Schweiz und ihrer Freiheit und ihrer Friedensordnung.

II

Es ist nicht selbstverständlich, wenn es in entscheidenden Augenblicken Menschen gibt, die innerlich ganz frei sind, weil sie ausserhalb von allen sozialen und politischen und wirtschaftlichen Interessen stehen. Und es ist noch weniger selbstverständlich, wenn diese Menschen dann guten Rat haben, und wenn die Entscheidungsträger auf den Rat dieser Aussenstehenden hören und sich ernsthaft bemühen, sich nach ihren Worten zu richten.

Die Berner sind bekanntlich langsam, aber auch treuherzig. Es dauerte fast ein Jahr. Aber dann wollten sich die Berner erkenntlich zeigen und haben Niklaus von Flüe mit einem grossen Geldgeschenk ihren Dank zukommen lassen. Sie sandten einen Boten und den Ranft mit 40 Pfund. Das war ein kleines Vermögen, viel mehr als ein paar Tausendernoten, ein grosser Beitrag an die Kaplanei des Einsiedlers.

Für Niklaus von Flüe war es gewiss auch nicht selbstverständlich, dass seine Landsleute auf ihn gehört und seinen Rat angenommen, dass sie sich ihm gebeugt, ja, dass sie am Ende dann so grosszügig dafür gedankt haben – für sein blosses Wort! Das hat Niklaus von Flüe das Herz aufgetan. Und so hat er einmal in seinem Leben, ein einziges Mal, eine kleine Predigt gehalten und hat an seine Mit-Eidgenossen ein ganz grundsätzliches Wort gerichtet. Es ist ein Wort, das alles enthält, was nötig ist, wenn wir ein ehrenwertes Gemeinwesen bilden wollen, das den Schutz des Allmächtigen verdient und das darum Bestand hat auch in Zeiten der Not.

Niklaus diktiert diesen seinen Brief an den mächtigsten Stand der damaligen Eidgenossenschaft, an die Berner Ratsherren. Der Brief umfasst nur 340 Wörter. Ganz kurz, ganz knapp, klar und präzise, gesättigt von der Weisheit des Lebens, die ein Bauer und Familienvater und Lokalpolitiker gewinnt, und erfüllt und geformt von dem, was einer lernt, wenn er sich lange Jahre lang betend und meditierend in das Geheimnis des Evangeliums versenkt: So legt Bruder Klaus den Verantwortlichen in seinem Land aufs Herz, was sie wissen müssen, wenn sie ihre Aufgaben zum Wohl des Volkes und zum Heil der Menschen versehen wollen. Es gibt kein anderes Dokument der Schweizergeschichte, das mit so wenigen Worten so viel sagt, uns so makellos wahrhaftig erinnert an das, was für uns gilt. Es ist etwas Grosses, dass uns ein solches Wort geschenkt ist. (Ich wollte, unser Land hätte auch ein solches Dokument, hat mir ein tschechischer Freund gesagt.) Es ist darum auch eine Schande, dass dieses Wort so wenig bekannt ist und so wenig bedacht wird in unserem Land. (Damit kann ich nichts anfangen, hat ein Bundesrat vor Jahren gesagt, als er dieses Wort zu lesen bekam, und hat das nicht als ein Problem seinerseits empfunden.)

Tatsächlich formuliert der Brief Worte, mit denen man nicht „etwas anfangen kann“. Die Worte wollen mit uns etwas anfangen! Aber das tun sie nur, wenn wir uns auf sie einlassen, ihrem Gang nachdenken, unsere Vorurteile nach ihnen revidieren. Und das kann man nicht

schnell in fünf oder zwanzig Minuten. Niklaus von Flüe hat mehr als zwanzig Jahre gebraucht, bis er diese Erkenntnis gewonnen hat.

Er schreibt:

Den Ehrwürdigen! Der Name Jesus sei euer Gruss, und wir wünschen euch viel Gutes und danken euch viel Gutes und der Heilige Geist sei euer letzter Lohn. Ich danke euch ernst und innig eure freundliche Gabe, erkenne ich doch darin eure väterliche Liebe, die mich mehr freute als die Gabe. Ihr sollt wissen, dass ich gar zufrieden bin, und wäre sie auch die Hälfte kleiner, so wäre ich gar wohl zufrieden. Und wenn ich es um eure Liebe könnte verdienen, vor Gott oder der Welt, so wollte ich's tun mit gutem Willen. Der Bote, dem ihr's aufgegeben, hat mir's förderlich gebracht. Bitte, lasset ihn euch auch empfohlen sein.

Von Liebe wegen schreibe ich euch mehr. Gehorsam ist die grösste Ehr, die es im Himmel und auf dem Erdreich gibt. Darum sollt ihr schauen, dass ihr einander gehorsam seid, und Weisheit ist das Allerliebste deswegen, weil sie alle Dinge zum Besten anfängt. Fried ist allweg in Gott, denn Gott ist der Fried, und Fried mag nicht zerstört werden, Unfried aber würde zerstört. Darum sollt ihr schauen, dass ihr auf Fried abstellt, Witwen und Waisen beschirmt, wie ihr noch bisher getan. Und wes Glück sich auf dem Erdreich mehret, der soll Gott dankbar dafür sein, so mehret es sich auch im Himmel. Den offenen Sünden soll man wehren und der Gerechtigkeit allweg beistehen.

Ihr sollt auch das Leiden Gottes in euern Herzen tragen, denn es ist des Menschen grösster Trost an seinem letzten End. Mancher Mensch zweifelt am Glauben, und der Teufel tut manchen Einfall durch den Glauben und allermeist durch den Glauben. Wir sollen aber nicht zweiflerisch darin sein, denn er ist so, wie er gesetzt ist, und ich schreibe euch nicht darum, weil ich glaubte, ihr glaubet nicht recht, mir zweifelt nicht daran, dass ihr gute Christen seid; ich schreibe es euch zu einer Vermahnung, dass, wenn der böse Geist jemanden darum ansucht, er desto ritterlicher widerstehe. Nicht mehr. Gott sei mit euch. Gegeben auf St.Barbaratag im 82.Jahr. Darum habe ich mein eigen Insiegel auf diesen Brief drucken lassen.

Ich Bruder Klaus von Flüe

Ich darf aus diesem grossen Wort heute nur ganz Weniges herausheben und meinen Beitrag leisten, dass es uns wieder ins Herz greift.

Der Brief hat zwei Teile, einen ersten, eher auf das Praktische gerichteten, dann einen zweiten, der tiefer in die kaum zu fassenden Dimensionen des göttlichen Wirkens greift. Ich greife etwas wenig davon auf.

III

Auf Frieden sollen wir abstellen, mahnt Bruder Klaus, denn Gott ist der Fried. Diese allgemeine Mahnung konkretisiert er mit drei Sätzen.

Ihr sollt Witwen und Waisen beschirmen, formuliert er. Das ist ganz nah an dem, was die biblischen Propheten wieder und wieder sagen. Wer Macht und Ehre hat, soll das nutzen, um die sozial Schwachen zu schützen (würden wir allgemeiner und abstrakter sagen). Ins Heutige übersetzt: Ein Lehrer zum Beispiel muss die schwachen Kinder schützen vor dem Mobbing der Starken. Unsere soziale Gesetzgebung will dafür sorgen, dass die Alten und Hilfsbedürftigen die nötige Fürsorge erhalten. Aber wir wissen: mit Geld und Versicherungen und Sozialgesetzen allein ist das nicht zu machen. Es braucht Menschen, die das tun: Menschen mit Zivilcourage und mit Geduld und Liebe. Neben uns lebt vielleicht eine Nachbarsfamilie, die sich von der Werbung verführen lässt und über ihre Verhältnisse lebt. Tun wir da etwas, nehmen wir Einfluss, um ihr gegen diese Versuchung zu beizustehen? Merken wir, wenn ein alter Mensch vereinsamt, und suchen wir Wege, um ihn davor zu schützen? Den Hilfsbedürftigen beistehen ist nicht etwas, das wir den Sozialarbeitern und Krankenschwestern und Eheberatern delegieren können. Das wäre nicht nur unbezahlbar, es raubt einer Gemeinschaft auch das Herz, die Liebe. Aber wie sollen wir sozial präsent sein, wenn die Woche übervoll ist von Pflichten, weil in einer immer kürzeren Arbeitszeit immer komplexere Aufgaben bewältigt werden müssen, damit wir dann am sogenannten Wochenende ins Ferienhaus fahren können, wo uns niemand kennt und wir keine Verantwortung gegenüber den Schwachen tragen? Das sind die heute drängenden sozialen Fragen, auf die kein neues Gesetz die rechte Antwort geben kann.

„Wes Glück sich mehrt, soll Gott dankbar sein, so mehret es sich auch im Himmelreich“, schreibt Bruder Klaus weiter. Zu seiner Zeit hat sich das Glück der Eidgenossen sehr vermehrt. Eine reiche Beute durften sie von Grandson heimführen: teure Teppiche, Kisten voller Schmuck, Fässer voll edlem Wein. Der Überfluss als Problem, damals nur für eine kurze Zeit. In den letzten Jahrzehnten hat sich in unserem Land das Glück sehr vermehrt. Unsere Bankkonten haben sich gefüllt, wir können schöne Ferien und teure Reisen machen und haben einen gewaltigen Schatz an technischen Unterhaltungsmöglichkeiten. Aber sind wir deswegen dankbare, zufriedene Menschen? Danken wir für das Gute? Hat jemand je gehört, dass die Verantwortlichen in den Banken gedankt haben für ein gutes Geschäftsjahr, oder die politisch erfolgreichen Parteien für einen Sieg, oder die Wissenschaftler für eine neue Techniken, die sie entwickeln durften? (Zum Vergleich: der berühmte Astronom Johann Kepler schliesst seine naturwissenschaftlichen Publikationen immer ab mit einem Gebet, in dem er dem Schöpfer dankt, dass er ihm einen Einblick in seine Gedanken erlaubt hat.) Erst die Dankbarkeit macht aus dem Guten etwas wirklich Gutes. Nicht immer noch mehr Kontrollen braucht es, nicht Deklamationen einer Ethikkommission oder eine neue Behörde zur Qualitätssicherung, sondern Dankbarkeit: das aktive Danken führt uns aus der Arroganz und Masslosigkeit zur Bescheidenheit und zum wahren Glück, schreibt Niklaus von Flüe.

Schliesslich mahnt er: „Den offenen Sünden soll man widerstehen“. Bruder Klaus will nicht, dass wir inquisitorisch nach verborgenen Sünden forschen. Er ermutigt die Journalisten nicht, dass sie im Privaten wühlen und rücksichtslos ans Licht zerren, was

auch die ehrbaren Menschen alles Schändliches tun, leider. Niklaus von Flüe ist nicht für eine unbarmherzige Transparenz. Alle sind Sünder, leider, auch die politischen und die kirchlichen Amtsträger. Das ist so und das muss man nicht sensationslüstern aufdecken. Denn das steht so schon ganz klar und deutlich in der Bibel, und das hört jeder, der in die Kirche geht. – Aber wenn die Sünden sich offen und schamlos zeigen: dann darf man dem nicht den Lauf lassen. Zwei Beispiele: Wenn eine junge Frau ungewollt schwanger wird und nicht weiss, was aus dem heranwachsenden Kind in ihrem Mutterleib werden soll, und dann tut sie etwas Dummes und Unrechtes: da sollen wir nicht selbstgerecht über sie herziehen. Aber ist es möglich, dass in unserem reichen Land jedes Jahr 10 000 Frauen in eine solche grosse Not geraten? Ist es richtig, dass sie ohne weiteres die Hilfe von Ärzten und Krankenschwestern in Anspruch nehmen dürfen für das, was sie entscheiden, und diese dürfen gar nichts dazu sagen, sondern müssen tun, was man von ihnen verlangt? Tritt da nicht – rein von der grossen Zahl her – eine Sünde ins Tageslicht, etwas Selbstgerechtes, dem man Grenzen setzen sollte? So ist es doch aber auch mit den sogenannten Boni, über die wir uns jetzt so ereifern. Da zeigt sich doch recht schamlos offen eine Unmoral. Solche Selbstgefälligkeiten, meint Niklaus von Flüe, wird es immer geben. Man kann sie nicht dauerhaft überwinden und schon gar nicht kann man sie per Gesetz abschaffen. Aber, schreibt er, man kann und soll ihnen wehren, also Grenzen setzen und dafür sorgen, dass sie sich nicht ganz ungehindert breit machen. Ich persönlich denke: dazu können wir etws beitragen nicht mit immer noch mehr Gesetzen, und schon gar nicht mit der Illusion, wir könnten eine tadellos gerechte Gesellschaft aufbauen, sondern viel einfacher dadurch, dass wir den betroffenen Menschen offen ins Gesicht schauen und ihnen sagen: schäme dich. Schäme dich, dass du dir so viel herausnimmst und dein Können nur einsetzen willst, wenn du für dich das absolute Maximum herausholst. Den offenen Sünden wehren soll man, meint Bruder Klaus.

Ganz praktisch sagt er so, was wir tun können, damit unser Gemeinwesen auf Frieden abstellt und Bestand hat.

IV

Dann aber, im zweiten Teil des Briefes, richtet er ein ganz persönliches Wort an die Berner Ratsherren. Er greift ihnen tief in ihren ganz persönlichen Glauben. „Ihr sollt das Leiden Gottes in euren Herzen tragen, denn das ist des Menschen grösster Trost an seinem letzten End“, schreibt er.

Bruder Klaus hat einen Gott, wie ihn auf der ganzen Welt keine andere Religion hat: Ein Gott, der nicht nur allmächtig und gross ist. Ein Gott, der ohnmächtig leiden kann und leiden will. Einen solchen Gott kennt kein Volk von sich aus. Wir haben von ihm gehört und haben an ihn zu glauben gelernt durch das Evangelium. Er ist ein Gott, der sieht, was die Menschen alles Böses tun, und der sie trotzdem liebt und ihnen nachgeht mit einem langen, langen Atem. Ein Gott, der nicht einfach nur sagt: Ihr seid schuld. Sondern: Schaut, da ist mein Sohn. Der trägt eure Schuld, er leidet für euch.

Dieses Leiden Gottes, schreibt Bruder Klaus, sollen wir im Herzen tragen.

Was Niklaus von Flüe damit anspricht, ist nicht mehr so scharf zu fassen wie das, was er über das Leben hier und jetzt schreibt. Es geht nicht mehr nur um das, was allgemein für

alle hier in dieser sichtbaren Welt gilt und was man darum zur Not mit dem Gesetz erzwingen darf. Es geht um das, was unsichtbar im Gewissen geschieht. Und das Gewissen muss frei sein. Gott will keinen äusseren Zwang ausüben. Er will sogar dulden, dass man ihm unrecht tut. Denn er will die Herzen gewinnen nur durch sein Wort und durch seinen Geist: „von Liebe wegen“. Darum werden die Sätze von Bruder Klaus in diesem Teil des Briefes länger, sie sind nicht mehr so scharf gestochen, sie überschlagen und verlieren sich. Mir zweifelt nicht daran, dass ihr gute Christen seid, schreibt er den Berner Ratsherren. Aber: Wer so schreibt, hat eben doch Zweifel. Sind sie wirklich so gute Christen dort unten in Bern? Nehmen sie es wirklich ernst mit dem Glauben an Gott? Auch in dem, was sie beschliessen? Auch wenn es um ihre persönlichen Interessen geht, darum also, die politische Macht zu verteilen, und mit ihr auch um das Geld und das Prestige der eigenen Familie? Wer könnte von sich sagen, ganz ohne Heuchelei: Ich bin ein guter Christ?

Damit sind wir wieder beim Anfang. Das ist der tiefste Grund, warum die Eidgenossen damals Mühe hatten, den Eid zu schwören und ihren Bund zu erneuern. Das ist auch der Grund, warum wir auch heute Mühe haben, den Zusammenhalt der Eidgenossenschaft zu bewahren. Über einem Eid, und also unserem Gemeinwesen wacht Gott. Und der Gott, in dessen Namen wir zu schwören gelernt haben, will nicht herrschen und regieren nur mit Macht. Er will schon gar nicht manipulieren und dem Schein nach harmonisieren. Nein, er will lieben. Er will die Herzen gewinnen. Er will hoch geachtet und geliebt werden aus einem ganz freien Willen. Und er ist bereit, dafür zu leiden. Ein äusserlich schwacher, ein oft gering geachteter, oftmals sogar verspotteter Gott wacht über unserem Land. Sein Zeichen ist das Kreuz. Der Eid, den wir in seinem Namen schwören, ist darum etwas Geheimnisvolles und ständig Angefochtenes. Die christlichen Völker tragen diese innerste Schwäche mit sich. Sie sind tolerant, weil ihr Gott tolerant ist: Ihr Gott ist bereit, auch Unrecht zu leiden. Darum wollen wir unseren Glauben nicht mit Macht durchsetzen und wollen nicht mit Gewalt einfordern, dass die Menschen halten, was sie Gott versprochen haben und ihm schuldig sind. Da bleibt eine Unsicherheit.

Aber diese innere Schwäche, dieser Respekt vor der Freiheit des Gewissens, dieser Wille, das Leiden Gottes im Herzen zu tragen, ist die wahre Stärke, eine gewaltige Kraft im Unterbewussten der christlichen Völker. Wir müssen nur wieder lernen, genau so, mit dieser Tiefe und Klarheit, unseren Eid zu halten: nicht im Vertrauen nicht auf unsere Kraft, sondern im Vertrauen auf Gottes Gnade.

Ich hoffe, mit diesen Hinweisen und Gedanken ist ein bisschen deutlicher geworden, wie viel uns Bruder Klaus sagt mit seinen wenigen Worten. Sein Brief wartet darauf, dass wir ihn wieder lesen, seinen Formulierungen nachsinnen, sie zu Herzen nehmen und dankbar schöpfen aus dem, was sie uns aufdecken. Der Brief ist da. Wir müssen ihn nur lesen. Wir haben dieses Wort nötig, heute mehr denn jemals zuvor!